

«Die ganz guten Schüler können das, die anderen gehen unter»: Heilpädagogin über Entwicklungen an der Volksschule

INTERVIEW Kari Kälin

*Ist die Schule auf dem Holzweg? Wir haben uns nicht im Elfenbeinturm umgehört, sondern an der Front: **Heilpädagogin Eliane Perret** spricht im Interview über Auswüchse des selbstorganisierten Lernens, Missverständnisse der integrativen Förderung und die Trendwende bei Smartphones und iPads.*

«Zu uns kommen die Kinder erst, wenn man zur Einsicht gelangt, dass es in der Regelklasse wirklich nicht mehr geht», sagt Eliane Perret. Die erfahrene Heilpädagogin und Psychologin empfängt CH Media zum Interview an der Sonderpädagogischen Tagesschule Toblerstrasse in Zürich, die im selben Haus wie eine Privatschule untergebracht ist. Alle Kinder, die dort unterrichtet werden, haben eine schulpsychologische Abklärung hinter sich, viele eine Diagnose wie ADHS oder eine Autismusspektrumsstörung. «Wenn man die Kinder sieht, würden Sie nicht denken: Aha, das ist jetzt so einer», sagt Perret. Es folgt ein Gespräch über die Entwicklungen an der Volksschule.

Welche persönlichen Erinnerungen haben Sie an Ihre Schulzeit?

Eliane Perret: Ich ging gerne zur Schule. Am ersten Tag sind wir auf einem Gartenhag gesessen und haben den vorbeimarschierenden Kindergärtlern gesagt, sie seien «Chegelischüler». Wir waren stolz, jetzt gross zu sein. Ich hatte Glück, dass damals ein Wechsel in der Pädagogik stattfand. Ein streng autoritärer Unterricht wich einem, in dem pädagogische und entwicklungspsychologische Aspekte in den Vordergrund rückten.

Sie haben Jahrzehnte unterrichtet als Primarlehrerin und als Heilpädagogin. Wie hat sich die Schule in dieser Zeit entwickelt?

Die Klassen sind deutlich kleiner geworden. Als ich Anfang der 1970er-Jahre in einer vierten Klasse in Regensdorf ZH zu unterrichten begann, sassen dort noch 30 Kinder. Die Angst gehörte nicht mehr zur Schule, Respekt schon. Wir unterrichteten nach den neuesten Erkenntnissen der Entwicklungspsychologie, die auf den personalen Humanwissenschaften basierten. Die Lehrperson ging als eine Art Bandenführer der Kinder voran, liess ihnen aber genug Raum zur Entfaltung. Die Kinder wussten: Sie haben jemanden, der sie in die nächste Zone der Entwicklung führt. Der Klassenunterricht als Modell des Zusammenlebens war wichtig.

Heute ist das selbstorganisierte Lernen Trumpf, die Lehrperson wird vermehrt in die Rolle des Coachs gedrängt. Eine gute Entwicklung?

Nein. Diese Lernform verkennt die neuesten Befunde der Entwicklungspsychologie. Kinder sind soziale Wesen. Sie brauchen Erwachsene, die ihnen zeigen, wie das Leben funktioniert. Kinder haben ein Recht darauf, angeleitet zu werden, die Weitergabe von Kultur und Wissen gehört dazu. Man kann nicht erwarten, dass sie alleine auf den Satz des Pythagoras kommen. Das selbstorganisierte Lernen reiht sich ein in den Reigen von Schulreformen, die vor mehr als dreissig Jahren ihren Anfang nahmen. Zu einem Teil steckt dahinter Ideologie.

Wie meinen Sie das?

Dass der Erwachsene den Kindern nichts beibringen darf, dass das Gras nicht schneller wächst, wenn man daran zieht, dass sich die Kinder dann schon in ihrem eigenen Tempo entwickeln werden; solche Ideen beruhen auf einem antipädagogischen Konzept, bei dem es keinen Klassenunterricht mehr braucht und individualisierte Lernprogramme im Vordergrund stehen und nach digitalen Algorithmen lernen. Wir kennen die Bilder von Schulzimmern, die einem Grossraumbüro gleichen. Ausserdem erwarten wir etwas von Kindern, was die meisten Erwachsenen nicht können.

Das heisst?

Für das selbstorganisierte Lernen brauchen die Kinder sehr viel Motivation aus sich heraus. Die ganz Guten können das, sie bestehen in jedem Schulsystem. Die weniger Guten gehen unter. Wenn sie in unserer Schule schnuppern, können wir das beobachten: Sie füllen da ein halbes Blatt aus, kritzeln dort einen Satz hin, meist in unleserlicher Schrift. Dazu kommt die Digitalisierung. Jetzt gibt es zum Glück eine Gegenbewegung. Verschiedene Länder wie Schweden, Frankreich, Irland, Kanada oder Spanien haben die Smartphones oder auch iPads aus dem Klassenzimmer verbannt oder planen dies, weil die Schüler davon zu stark abgelenkt werden. Auch in der Schweiz gilt in einigen Schulen ein solches Verbot.

Diese Zeitung hat kürzlich über ein FDP-Bildungspapier berichtet, in dem die FDP die Abschaffung der Fremdsprachen an der Primarschule fordert. Sie haben nach dem Artikel unserer Redaktion geschrieben, dieses Thema sei essenziell. Weshalb?

Die Grundlage für die Bildung fusst auf einem sicheren Fundament in der Erstsprache. Es geht nicht nur darum, grammatikalisch korrekte Sätze zu bilden. Vielmehr hat Sprache auch einen wichtigen Anteil an der sozial-emotionalen Entwicklung und der kulturellen Verwurzelung. Heute besuchen viele Kinder die Schule, deren Erstsprache nicht Deutsch ist. Je höher die Schulstufe, desto wichtiger wird Deutsch. Sonst versteht man auch in Mathematik und in den naturwissenschaftlichen Fächern nicht, um was es geht. Kinder, die über ein gutes Fundament in der Erstsprache verfügen, lernen einfacher Fremdsprachen, weil sie Satzstrukturen kennen und über einen gewissen Wortschatz verfügen.

Die Fremdsprachen wurden mit der Losung «je früher, desto besser» eingeführt. Das scheint eine logische Überlegung: Kleinkinder erwerben eine Sprache ja auch en passant.

Diese These geht von einem Sprachbad aus. Das trifft zu, wenn die Kinder zu Hause, in der Kita, in der Spielgruppe konsequent eine andere Sprache sprechen. In der Schule gibt es aber kein Sprachbad. Man hat pro Woche ein paar Lektionen Englisch und Französisch, am Schluss können die Kinder vielleicht einige wenige Sätze sagen. Die Linguistin Simone Pfenninger, unterdessen Professorin an der Universität Zürich, hat schon vor zehn Jahren nachgewiesen, dass Kinder, die an der Primarschule keinen Englischunterricht hatten, den Rückstand auf die Frühstarter an der Oberstufe schon nach sechs Monaten aufholen. Ich sehe weitere Probleme.

Nämlich?

Der Fremdsprachenunterricht an der Primarschule geht auf Kosten des Deutschunterrichts, der naturwissenschaftlichen Fächer und des Werkunterrichts. Das ist ein Problem – gerade auch wegen des Werkunterrichts. Viele Kinder mögen das Fach. Es trainiert nicht nur die Feinmotorik, sondern auch das Vorstellungsvermögen und enthält gestalterische Elemente. Die Kinder machen mit

künftigen handwerklichen Berufsfeldern Bekanntschaft. Das ist wichtig angesichts des allseits beklagten Fachkräftemangels. Handwerkliche Berufe verdienen mehr Anerkennung. Wir sind froh, wenn der Sanitär kommt und den kaputten Wasserhahn repariert.

Weshalb halten die Verantwortlichen trotz niederschmetternden Forschungsergebnissen am frühen Fremdsprachenunterricht fest?

Das müssen Sie die Politiker fragen.

Haben Sie eine Mutmassung?

Ich stelle fest, dass die Verantwortlichen in solchen Fällen immer sagen, es brauche mehr Ressourcen und andere Strukturen. Dabei machen wir seit dreissig Jahren Strukturreformen – ohne die pädagogischen Grundlagen zu diskutieren.

Würden Sie die Fremdsprachen an der Primarschule streichen, wie es die FDP vorschlägt?

Ja. Und die gewonnene Zeit in die Erstsprache und den Werkunterricht investieren.

Hatten Sie gerne Französisch?

Ja. Ich finde es eine schöne, elegante Sprache, Sie nicht?

Doch, es war mein Lieblingsfach. Beherrschen Sie die Sprache, obwohl Sie sie erst in der Oberstufe gelernt haben?

Ja. Ich kann mich gut unterhalten, spreche aber nichtakzentfrei und mache auch den einen oder anderen Fehler. Aber das macht doch nichts.

Man hört kaum von Lehrpersonen, die von der integrativen Förderung (IF), also dem Einbezug möglichst aller Kinder mit Schwierigkeiten aller Art in die Regelklasse, begeistert sind. Was sind die Gründe?

Schulische Massnahmen sollten immer pädagogisch begründet sein. Man müsste bei jedem einzelnen Kind abklären, ob eine integrative Lösung seiner Entwicklung dient oder ob eine separative Lösung besser ist. Das ist heute leider nicht so. In den kantonalen Volksschulgesetzen steht die Integration an erster Stelle. Die Verantwortlichen stützen sich dabei auf die Behindertenkonvention und andere internationale Verträge. Doch keine dieser Konventionen verlangt eine ausschliesslich integrative Lösung. Es geht also eher um Ideologie.

Laut Studien funktioniert der integrative Unterricht, weil IF-Schüler im Umfeld einer Regelklasse besser lernen und leistungsstarke Kinder in IF-Klassen bessere Lernfortschritte erzielen als in homogenen Klassen.

Es wird immer auf die gleichen Studien verwiesen. Diese Studien belegen aber auch, dass sich die IF-Kinder weniger wohl fühlen und sozial oft am Rand stehen. Es ist nicht toll, wenn man in einem Klassenverbund immer der Schlechteste ist und einen Sonderstatus hat wegen der integrativen Förderung. Die Verfechter der IF-Lösung stellen ihr Modell nie infrage. Wie nach jeder missglückten Reform rufen sie nach mehr Ressourcen und weiteren Studien. Ein Marschhalt kommt für sie nicht infrage.

Es gibt ein wichtiges Argument für die integrative Förderung: Es geht um die Karriere. Kinder, die Kleinklassen – man spricht auch von Sonder- oder Förderklassen – besuchen, werden laut Studien beim Zugang zum Arbeitsmarkt diskriminiert.

Dieses Argument taucht immer wieder auf. Die Frage lautet: Ist ein Kind nicht stigmatisiert, wenn es in der Regelklasse jenes ist, welches ein anderes Programm hat als die anderen und extra Förderunterricht braucht? Wenn die Lernziele nach unten angepasst werden müssen und das Kind nicht in ein soziales Umfeld eingebettet ist, das es benötigt, damit seine sozial-emotionalen Kompetenzen gefördert werden? Immer am Schluss zu stehen, ist demotivierend. In unserer Schule in Zürich haben wir ein Kooperationsmodell mit der Privatschule im selben Haus, die Kinder haben einen guten Zusammenhalt untereinander und sind auch befreundet. Man besucht gewisse Fächer getrennt, andere zusammen, wie zum Beispiel Turnen, Werken oder Singen. An Tagesschulen kann auch das Mittagessen gemeinsam eingenommen werden.

Bekunden Jugendliche, die Sie unterrichtet haben, Mühe bei der Lehrstellensuche? Sagen Ihnen die Arbeitgeber: «Es tut uns leid, Frau Perret, den wollen wir nicht»?

Auch in diesem Sommer haben alle Jugendliche unserer Schule eine Lehrstelle gefunden. Wir legen grossen Wert darauf, dass die Jugendlichen unterschiedliche Berufe kennen lernen und in der Lage sind, gute Bewerbungen zuschreiben. Viele Sonderklassenlehrer verfügen über ein Netzwerk an Betrieben und kennen Lehrmeister, die gerne Jugendliche einstellen, die etwas aus der Reihe tanzen.

Würden Sie das Modell der integrativen Förderung ganz abschaffen?

Nein. Es gibt Kinder, die mit Förderunterricht eine Regelklasse besuchen können. Wir haben auch schon Kinder von unserer Schule wieder zurück in eine Regelklasse geschickt, weil wir merkten, dass das Umfeld bei uns für diese Kinder zu wenig herausfordernd war. Ich möchte jedoch auf einen anderen Punkt hinweisen.

Bitte.

Es geht um die Frage, wie wir Auffälligkeiten im Verhalten oder Lernschwächen von Kindern erklären. Wir haben einen Paradigmenwechsel hinter uns, der in den 1980er-Jahren ausgehend von den USA seinen Anfang nahm. Früher orientierte man sich an den humanwissenschaftlichen Disziplinen, seither dominiert das biopsychosoziale Modell. Das brachte eine Psychiatisierung der Pädagogik mit sich.

Was bedeutet das?

Die Probleme der Kinder werden vorwiegend mit Hirnfunktionsstörungen erklärt, die man medikamentös behandelt. Nach psychosozialen Ursachen und Umweltbedingungen, welche das Auftreten bestimmter Verhaltensauffälligkeiten und psychischer Störungen begünstigen, wird immer weniger gefragt. Die Ausbildung an der Hochschule für Heilpädagogik zielt stark in diese Richtung. Das zeigt sich zum Beispiel daran, dass in der Schweiz seit der Jahrtausendwende ungeachtet internationaler Kritik (zum Beispiel durch den zuständigen Ausschuss der Kinderrechtskonvention) viel häufiger Methylphenidat (etwa in Ritalin) verschrieben wird. Ich plädiere für eine andere Herangehensweise, denn es gibt aktuelle Forschungsergebnisse, vorwiegend aus der Entwicklungspsychologie: Es geht um eine umfassende Analyse der Lebensgeschichte von Kindern mit Problemen, die das soziale Umfeld und die Lernbiografie einschliesst. Kinder benötigen eine sichere Bindung, damit sie sich gut entwickeln und resilient werden. Solche Forschungserkenntnisse der Entwicklungspsychologie sollten stärker in den Schulalltag einfließen. Das ergibt die Basis, um gemeinsam mit den Eltern einen Weg zu definieren, wie man dem Kind helfen kann.

Zurück zur integrativen Förderung: Warum funktioniert sie nicht?

Weil nicht wirklich die Bedürfnisse der einzelnen Kinder und die Pädagogik im Vordergrund stehen. Mit einem pädagogischen Ansatz hat es Platz für integrative Förderung und Förderklassen. Der Schweizer Heilpädagoge Emil E. Kobi hat es meiner Ansicht nachrichtig formuliert: «Integration sollte nicht zu einer alternativlosen Ideologie verkommen, welche die persönliche Identität verletzt.».

Wie kommen Sie darauf, dass die Diskussion ideologisch geprägt ist?

Eine Rolle spielen bei Diskussionen die Behindertenrechtskonvention der Uno und die Unicef-Erklärung von Salamanca mit dem Ziel einer integrativen Pädagogik. Mir geht es nicht darum, Kinder mit Lern- oder Verhaltensproblemen in die Sonderschule abzuschieben. Aber Kinder etwa mit kognitiven Beeinträchtigungen benötigen eine andere Didaktik. Der Unterricht muss stärker alltags- und handlungsorientiert sein. Diese Kinder sind in einer heilpädagogischen Schule, wo sie vielleicht auch noch Psychomotorik oder Ergotherapie erhalten, besser aufgehoben. Dazu braucht es entsprechend ausgebildete Heilpädagogen, die es dem Kind ermöglichen, sich zu entwickeln.

Was für Rückmeldungen erhalten Sie von Kindern Ihrer Schule?

Auffallend viele schreiben in einem Rückblick auf die Schulzeit: «Sie haben immer an mich geglaubt. Sie haben mich nicht aufgegeben.»

Weshalb hält die Bildungspolitik am heutigen Modell der integrativen Förderung fest?

Das müssen Sie die Bildungspolitiker fragen. Ich habe das Gefühl, dass viele gar nicht wissen, was Schulen wie die unsere leisten. Wir werden nicht bestürmt von Verantwortlichen, die sich bei uns ein Bild machen wollen. Ich finde es richtig, dass in vielen Kantonen vermehrt Bestrebungen im Gang sind, wieder mehr auf Förderklassen zu setzen. Sinnvoll wären meiner Ansicht nach auch Einführungsklassen, in denen man das erste Schuljahr auf zwei Jahre verteilt. Ich begrüße es auch, wenn Kinder mit Migrationshintergrund wenn nötig zuerst in einer separaten Klasse Deutsch lernen, bevor sie die Regelklasse besuchen.

Können Sie uns mit Ihrer Erfahrung verraten: Wie unterrichtet man verhaltensauffällige Schüler erfolgreich?

Sie benötigen eine verbindliche Beziehung zur Lehrperson, einen klar strukturierten Unterricht mit ruhigen Lernphasen. Sie brauchen gut aufgebauten Lernstoff und Übungsphasen. Sie müssen angeleitet werden zum sorgfältigen Arbeiten, damit sie stolz sein können auf das, was sie geleistet haben. Sie brauchen Korrektur und Rückmeldung und ein soziales Umfeld, in dem sie sich wohl fühlen. Und sie benötigen eine Perspektive, damit sie wissen, wofür sie lernen und wofür sie sich anstrengen müssen. Das gilt übrigens nicht nur für verhaltensauffällige Schüler. In seinem Essay «Ode an die Lehrer» hat Schriftsteller Lukas Bärfuss die passenden Worte gefunden: «Kinder brauchen Erwachsene, die ihnen zeigen, wie das gehen könnte, dieses Spiel, ein Mensch zu werden.»

Kriegen das Lehrer nicht auch in einer Regelklasse hin?

Ich kenne solche, denen das gelingt. Es handelt sich um sehr erfahrene Lehrpersonen, die davon ausgehen, dass sich ein Kind entwickeln kann.

Was tun, wenn Kinder die anderen stören, die ganze Zeit Papierflieger herum schmeissen?

Solche Verhaltensauffälligkeiten legen sich an unserer Schule schnell. Es ist eine Bestätigung für unseren pädagogischen Ansatz. Wenn die Kinder eine Perspektive erhalten, wenn sie gesehen

werden, gefördert und gefordert werden, wenn man an sie glaubt, dann beginnen sie, ihr Verhalten zu ändern. Das braucht Zeit. Dafür benötigt es sehr viel Beziehungsarbeit, für die Lehrer und Lehrerinnen in einer regulären Klasse vielleicht gar nicht genügend Zeit haben. In unserer Schule zum Beispiel unterrichten wir auf der Unterstufe 6 und auf der Mittelstufe 8 Kinder pro Klasse.

Welche Erwartung haben Sie an die Bildungspolitik?

Die Schule sollte sich wieder vermehrt an den Erkenntnissen der Pädagogik, Didaktik und Psychologie orientieren. Dazu müsste die Lehrerausbildung angepasst werden. Die Lehrpersonen sollten wieder eine aktivere Rolle einnehmen dürfen und lernen, wie man im Klassenverbund einen fragend-entwickelnden Unterricht gestaltet, mit dem sich die Kinder den Lernstoff gemeinsam erarbeiten. In den USA nennt man dies dialogisches Lernen. Man muss lernen, einander zuzuhören, aufeinander Bezug zu nehmen, auch einmal zurückzustehen. Dazu gehören natürlich auch Gruppen- und Partnerarbeiten. Der Unterricht, in dem der Lehrer mit Kreide etwas an die Wandtafel schreibt, das die Schüler nicht verstehen: Dieses Schreckensbild namens «Frontalunterricht» gibt es seit Jahrzehnten nicht mehr.

Mehr als die Hälfte der Schweizer Schulkinder erhalten im Laufe ihrer Schulkarriere eine Diagnose, werden therapiert. Ist man stärker sensibilisiert als früher?

Ja, man ist aufmerksamer. Das Problem ist, dass Schwierigkeiten bei Kindern heute schnell psychiatrisch gedeutet werden. Das hängt mit dem erwähnten Paradigmenwechsel zusammen. Diskutieren müssen wir auch über den Erziehungsstil.

Weshalb?

Oft sind Kinder heute ein Projekt, Eltern packen sie in Watte ein, räumen ihnen Steine aus dem Weg und halten es nicht aus, wenn die Kinder unzufrieden sind. Doch trotzdem stellen sich dann Anforderungen. Ich will keinesfalls einem autoritären Erziehungsstil das Wort reden. Aber wir müssen die Kinder anleiten, damit sie die Fähigkeit erlernen, Schwierigkeiten zu überwinden. Positiv ist, dass die Diskussion über die sozialen Medien Aufwind bekommt. Viele Kinder und Jugendliche verlieren sich darin. Es braucht Erwachsene, die Gegensteuer geben, wenn der Konsum problematisch wird und problematische Inhalte konsumiert werden. Jonathan Haidt, Sozialpsychologe und Professor an der New York University, fordert, dass Kinder frühestens ab 14 Jahren ein Smartphone und ab 16 Jahren Zugang zu Social Media haben. Die zunehmenden psychischen Probleme der Jugendlichen führt er auch auf diese Entwicklung zurück. In unserer Schule geben die Kinder die Smartphones am Morgen ab, auch in Schullagern sind sie nicht dabei.

Zur Person

Dr. phil. Eliane Perret (74) wuchs in Grafstal ZH auf, einem kleinen Dorf in der Nähe von Winterthur. Nach der Mittelschule erwarb sie das Lehramt und unterrichtete als Primarlehrerin. Später bildete sie sich zur Heilpädagogin weiter und absolvierte in den 1990er-Jahren an der Universität Zürich ein Studium in Psychologie, Psychopathologie und Sonderpädagogik. Perret leitete von 1992 bis 2020 die Sonderpädagogische Tagesschule Toblerstrasse in der Stadt Zürich, an der Kinder mit Verhaltens- und Lernschwierigkeiten beschult werden. Noch immer unterrichtet sie dort pro Woche je zwei Lektionen Werken und Zeichnen und arbeitet individuell mit Schülern. Perret ist Autorin verschiedener Fachbücher und schaltet sich regelmässig in bildungspolitische Debatten ein.